

ständen wie im Falle Ost- und Westpreußens lebendig erhalten, sollte man solche Mängel vermeiden, die leicht mißdeutet werden können.

Der Band besitzt einen Grundstock ausgezeichneter Beiträge. Die Geschichte der beiden größten Städte, Danzigs und Königsbergs, wird von ihren derzeit besten Kennern (E. Keyser, F. Gause) dargestellt. Bei einem großen Teil (wie etwa bei denen von E. J. Guttzeit) spürt man die intensiven eigenen Forschungen. Besonders ausgewogen wirken die Beiträge über die östlichsten Teile (Memelland u. a.) und über das Ermland. Bei einem derartigen Handbuch, das Geschichte an Hand der Orte festhält, ist es nützlich, wenn die geographischen Grundgegebenheiten kurz skizziert werden, soweit sie hier von Einfluß sein können. Dies ist vor allem bei den westpreußischen Beiträgen vorbildlich geschehen. Daß auch Flüsse und Gewässer einbezogen werden, scheint sinnvoll. Hier könnte man noch einheitlicher ihre Rolle als Handelswege aufzeigen, wie etwa im Artikel über die Memel, während Angaben bei der Weichsel fehlen.

Über Aufzunehmendes und Wegzulassendes muß in gewissem Umfang das Ermessen des Herausgebers entscheiden. Doch sollten von der Auswahl nicht wesentliche Züge der Geschichte in Mitleidenschaft gezogen werden. In einem Gebiet, für dessen Geschichte der Adel eine so bedeutende Rolle spielt, wären die Sitze der wichtigsten Familien als historische Stätten zu beachten. Hier bestehen breite Lücken. Auch ein Gut wie v. Brünnecks Gr. Bellschwitz verdiente einen Platz in dem Buch.

Erklärungen der Fachausdrücke sind gerade für diesen Band zu begrüßen. Sie sollten aber auch wirklich erklären, nicht, wie etwa im Fall „Hakelwerk“, das im Hauptteil (S. 29 unter Danzig) Gesagte nur wiederholen. Man könnte das Verzeichnis auch noch genauer auf den Hauptteil abstimmen, Fachausdrücke wie Retablisementsgelder (S. 91), Burgstadel (S. 139), *curia* (S. 38) im Text entweder streichen oder erklären. Ähnliches gilt für die historische Einleitung. Geschehnisse, die in den Einzelartikeln ständig als bekannt zitiert werden, wie der große Preußenaufstand oder der Dreizehnjährige Krieg, sollte der Laie hier unter ihrer gängigen Bezeichnung finden.

Das Buch ist unter sehr viel schwierigeren Verhältnissen als die meisten bisherigen Bände der Reihe entstanden, die sich auf eine unversehrte Landesgeschichtsforschung stützen können. Die offenbar notwendige beschleunigte Entstehung des Buches, der vergleichsweise kleine, zerstreut lebende Mitarbeiterstab erklären so manche Unausgeglichenheit, manche Lücke. Es ist zu hoffen, daß spätere Auflagen hier ausgleichen, füllen und verbessern können. Das Erreichte wird dankbar begrüßt.

Göttingen

Klaus Conrad

Zeszyt Grunwaldzki. [Das Grünfelde-Heft.] *Prace Historyczne, zeszyt 8.* (Zeszyty Naukowe Uniw. Jagiełłońskiego, prace 48.) Nakładem Uniwersytetu Jagiełłońskiego. Krakau 1961. 92 S.

Das Grünfelde-Heft ist offenbar der gedruckte Niederschlag einer Krakauer Tagung, die den Stand der polnischen Forschung über die Schlacht bei Tannenberg vom Jahre 1410 (in Polen nach dem Ort Grünfelde benannt), gleichzeitig auch die Bedeutung Krakaus und seiner Universität für die Vorbereitung dieser Schlacht herausstellen soll. Drei Arbeiten oder Vorträge sind lediglich in

Auszügen wiedergegeben, die übrigen fünf ganz kurz gefaßt. Diese haben auch russische und deutsche Inhaltsangaben erhalten, die Auszüge nicht.

Dem eigentlichen Schlachtverlauf sind nur zwei auszugsweise gedruckte Untersuchungen gewidmet, von J. Dąbrowski und K. Pieradzka, leider ohne Anmerkungen und Quellenangaben. Die Vf. haben sich zweifellos um die Auffindung neuer polnischer Berichte von Zeitgenossen bemüht, berücksichtigen aber nicht die neuesten deutschen Forschungsergebnisse. So wird z. B. der wichtige Anteil der tschechischen Söldner nicht erwähnt, worüber die Hamburger Dissertation bei Hermann Aubin von W. Rautenberg, „Böhmische Söldner im Ordensland“, Masch. Schr. 1953, S. 30—33, sehr aufschlußreiche, bisher unbekannte Nachrichten bringt. Von 51 Banderien, die in der Schlacht eingesetzt wurden, bestanden 4, 49 und 50 geschlossen aus Tschechen unter Führern, deren Meinung von König Jagiello mehrfach eingeholt worden ist. Der König hat sich keinesfalls allein von dem polnischen Unterführer Sindram von Maszkowic beraten lassen. Der Standfestigkeit dieser technisch gut geschulten Truppe ist die für Polen entscheidende Wiederherstellung des bei der Flucht der Litauer eingerissenen rechten Flügels zu danken. Der altpreußische Chronist Simon Grunau berichtet ebenfalls, daß Polen von der einen, Böhmen von der anderen Seite den letzten Widerstand des Ordens gebrochen haben. Neben Polen und Böhmen stellten sich 6 000 Litauer und 300 Tataren zur Schlacht. Davon liest man in diesen Auszügen nichts. Auch die in dankenswert objektiver Weise beigegebenen Stimmen der Diskussion weisen auf diese Unvollkommenheit hin: M. Biskup, S. 90, beanstandet den Mangel der Kennzeichnung der ethnischen Zusammensetzung auf beiden Seiten und die fehlende Berücksichtigung der Anwendung „mongolischer Vorbilder“, während St. Kuczyński, S. 91, noch ein paar ungenutzte wichtige Chroniken nachweist. So steht eine vollständige Darstellung nach den neuesten Forschungsergebnissen noch aus.

J. Garbacik berichtet über „die Stellungnahme des Kaisertums und Papsttums zum preußisch-polnischen Konflikt 1409—1411“, berührt aber nur die Einstellung Wenzels und Siegmunds. Polen habe sich „den Mangel an Vertrauen zwischen beiden nutzbar gemacht“. Wenzel stand auf seiten des Ordens, nur gab es an seinem Hofe auch polnische Sympathien. Siegmund schwankte beständig. Ob er im Sommer 1410 von Ungarn aus einen Angriff auf Polen wirklich geführt hat, ist unwesentlich und m. W. bisher nie behauptet worden. Die alleinige Drohung seines Aufmarsches war aber sicher schon einer der Gründe, die zur Aufhebung der Belagerung Marienburgs führten. Anfang 1411 werden zwei Angriffe Siegmunds nachgewiesen, und diese brachten den Thorer Frieden. Beide Brüder haben dem Orden wertvolle Hilfe geleistet.

Was K. Grzybowski über die „Lehre des Włodkowic (Paulus Wladimiri) vom Staate“ und den „Doktrinal-Prozeß“ schreibt, ist eine interessante Parallele zu den neuesten Arbeiten des in London lebenden polnischen Kirchenrechtlers Rev. St. Belch, obwohl beide Forschungen völlig unabhängig voneinander sind. Die Historiker in Warschau und Thorn haben bisher Wladimiri sehr unvoreingenommen beurteilt. K. Górski, „Niemieckie misje wśród Słowian i Prusów“ (Deutsche Missionen unter Slawen und Preußen), kennzeichnet Wladimiri als „Eklektiker mit ausschließlich praktischen Zielsetzungen, Advokaten

und Politiker, dem man Mangel an Objektivität und Übertreibung in der Kritik des Deutschen Ordens vorwerfen kann“.¹ Hier wird versucht, den Mythos humanitärer Ziele bei Wladimiri entsprechend den Bemühungen von St. Bełch ebenfalls aufzubauen. Aber schon die Herauslösung seiner Aussprüche aus der literarischen Entwicklung ist bedenklich. Von Wladimiris Opponenten vor dem Konstanzer Konzil wird nur einmal Joh. Falkenberg erwähnt. Es gibt aber noch sechs andere mit zum Teil sehr bekannten Namen: Ardicinus von Novara, Johannes Urbach, Domenico di San Gimignano, Pierre d'Ailly, der Augsburger Domherr Rudolf Arzt und Andreas von Escobar, die sich sehr entschieden und überzeugend gegen Wladimiri geäußert haben. Dieser versucht das kanonische Recht mit Hilfe des Naturrechts fragwürdig zu machen, weil die Decretalen die Grundlagen des Ordensstaates bilden, dessen Errichtung im 13. Jh. mit der Sammlung der Decretalen zusammenfiel. Gelang es dem polnischen Sprecher, die Canones zu entkräften, so verlor der Ordensstaat seine rechtliche Stütze. Das Konzil aber wollte das Papsttum reformieren, indem es die alte Reinheit der Kirche wiederherstellte. In diesem Sinne heißt *reformare* zurückbilden. Die alte Kirche aber war ohne das kanonische Recht undenkbar. So wurde es nachdrücklich bestätigt und mit ihm die grundlegenden Privilegien des Ordens.

Auch macht sich Wladimiri der Quellenfälschung schuldig. Der Aufsatz nennt das „verändern“. So „verändert“ er Thomas von Aquino, indem er ihm unterstellt, er ließe nichtchristliche Herrschaft über Christen „legal“ gelten, d. h. *de iure*; Thomas gibt aber nur zu, daß man diesen unerwünschten Zustand *de facto* dulden müsse, wenn er nicht mehr zu ändern sei. Man dürfe ihn aber in Zukunft nicht mehr zulassen. In ähnlicher Weise erweitert er Aussprüche Papst Innocenz' IV., der die Decretalen seines Vorgängers Gregor IX., der den Orden privilegiert hat, kommentiert. Eine „Identität der Rechtslage sowohl christlicher wie nichtchristlicher Völker“ läßt sich also aus den kanonischen Ansichten des 13. Jhs. nicht ableiten, und man kann es auch nicht als fortschrittlich bezeichnen, wenn Meinungen der Gegenwart zwei Jahrhunderte zurückverlegt werden, wo sie noch nicht bestanden haben. Das Vorbild Wladimiris ist Franciscus Zabarella, der Kardinal von Florenz, aus dem er auch über Dantes Monarchie, die er übrigens ablehnt, und Marsilius von Padua referiert, und man sollte eher versuchen, die Philosophie des Lehrers darzustellen als die seines Schülers. In dieser Bearbeitungsweise und auf acht Seiten wird ohnehin eine Rehabilitierung des Wladimiri kaum zu erreichen sein.

Weiter berichten St. G a w ę d a über die Rolle Krakaus zur Zeit der Schlacht, M. K a r a ś über die polnische Sprache und ihre Rolle im Prozeß der Vereinigung der polnischen Länder im 14. und 15. Jh. und Z. K o z ł o w s k a - B u d k o w a über die Jagiellonische Universität zur Zeit Tannenbergs, Beiträge, die für die polnische Geschichte durchaus von Wert sind. Für eine Stellungnahme zu K. P i w a r s k i über die „gegenwärtige westdeutsche Geschichtsschreibung über den Drang nach dem Osten“ ist in einer wissenschaftlichen Zeitschrift nicht der Ort.

Hannover

Erich Weise

1) In: Zapiski Historyczne 1960, S. 59—70; vgl. auch E. Weise, Der Heidenkampf des Deutschen Ordens. In: ZfO. 12 (1963), S. 431.